

Volkstümliches aus Rotenburg (Luzern)

Autor(en): **Greter, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **34 (1935-1936)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-113215>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Volkstümliches aus Rotenburg (Luzern).

Von J. Greter.

Wir entnehmen die folgenden Aufzeichnungen einer handschriftlichen Geschichte von Rotenburg, die uns von Herrn Dr. Franz Zelger, Korporations-Bürgerratspräsident in Luzern, gütigst zur Abschrift gegeben worden ist. Der Verfasser dieser Geschichte, Josef Greter (1822—1894), lebte seit 1849 in Rotenburg als Lehrer an der Sekundarschule. Er scheint über eine grosse Belesenheit verfügt zu haben, und seine Schüler rühmten sein vielseitiges Wissen. 1885 verfasste er auf die 500jährige Gedenkfeier der Erstürmung der Burg Rotenburg ein Festspiel und hielt die Festrede. Seine Geschichte hatte er wohl für den Druck bestimmt. Die nachfolgenden Schilderungen der Zustände in den 60er Jahren finden sich in der Handschrift auf S. 140 ff.

Sitten und Gebräuche.

a) Gebräuche an kirchlichen Festtagen.

Am Sonntag nach Ostern oder am weissen Sonntag werden die Kommunion-Kinder mit Kreuz und Fahne unter Musik und Glockengeläute in feierlicher Prozession vom Schulhause in die Kirche geführt.

Bei den Monatsprozessionen geht das ledige Weibervolk voran, zuerst die Mädchen, dann die Jungfrauen, unter Vortragen eines grossen Kruzifixbildes durch eine bekränzte Jungfrau, neben ihr gehen zwei kleine Mädchen mit Kränzen, die den Schleier des Bildes tragen. Bald darauf folgen zwei grössere bekränzte Mädchen, von denen jedes an einer Stange ein kleines gemaltes Bild trägt.

Am Palmsonntage werden alle Palmen in Bündeln oder in Besenform gebracht. An diesem Tage beschenkten die Kinderlehr-Kinder den Herrn Pfarrer und Kaplan mit Eiern und erhielten als Gegengeschenk Rosenkränze, Heiligenbilder, Büchlein etc. Das nannte man das „Eiertragen“; es ist unter gegenwärtigem Pfarrer ausser Übung gekommen.

Am Charsamstage bei der Auferstehungsfeier wird die Kirche zierlich beleuchtet, indem auf den beiden Seitenaltären und dem Kreuzaltare viele Kerzlein brennen, Bogen und Pyramiden bildend.

Beim Gottesdienste brennen die leidtragenden Weibspersonen in den Stühlen sogenannte „Rodelkerzen“.

Der Brauch, dass der Organist um die Weihnachtszeit einen Teil seines Gehaltes singend vor den Häusern holen musste, ist seit dem Jahre 1867 abgestellt worden. An dessen Stelle wird ein Opfer in der Kirche aufgenommen.

Der Sigrüst aber muss noch von Haus zu Haus den Spritzbatzen sammeln um die Neujaarszeit. Er trägt einen Weihwasserkessel mit sich und hat an mehreren Orten in Haus und Stall zu spritzen mit Weihwasser.

b) Gebräuche bei häuslich-kirchlichen Festen.

Der St. Niklausentag und die heilige Weihnachtszeit sind für die kleinen Kinder die ersehntesten Tage; je nach ihrem Verhalten kömmt ihnen der „Schmutzli“, der Samiklaus oder das Christkindelein. Was z. B. vielorts in Deutschland der Knecht Ruprecht, ist bei uns der Schmutzli, der Knecht des hl. Niklaus. Er wird den Kindern gezeichnet als ein Mann von schmutziger, russiger Gestalt, der böse, unfolgsame Kinder raube oder ihnen zur Strafe eine Rute, Rüben u. dgl. schleike, statt gute Dinge. — Der Samiklaus dagegen gilt den Kindern als ein freundlicher, gabenspendender Herr, als ein besonders gütiger Kinderfreund, der sie mit allerlei Gaben beschenkt und erfreut. Der Samiklaus „schleikt“, sagt man, nur denjenigen Kindern, die ihn noch nicht kennen; welche Kinder aber schon das Geheimnis erraten haben, die bekommen nichts mehr. Diese pflegen dann spottend zu singen: „Samiklaus, Niggi Näggi het e Bart wien euse-n-Aetti“.

Mehr noch als der Samiklaus wird das Christkindelein von den Kindern geschätzt und geehrt, das so manche Kinder, namentlich hablicherer Bürgerfamilien, nebst mannigfachen Gaben mit einem niedlichen Weihnachtsbaume beschenkt. Welch Erstaunen, welche Freude des kleinen Kindes beim Anblicke des im Lichtglanze voll Gaben prangenden Baumes! — Rechttun und fleissig beten muss das Kind, das von all den himmlischen Tausendsachen etwas bekommen will und dem nicht der Schmutzli kommen soll. Manche Kinder schneiden darum auf kleine Stäbe, „Beile“ genannt, Kreuze, Kerben oder Schnitte, um die Zahl der gebeteten Vaterunser oder Fünfe zu beweisen. Dieses sein Rechnungsbuch legt das Kind zum Körbchen oder Becklein, welches hingestellt wird, dass es ihnen das Christkindelein oder der Samiklaus fülle.

Die grössern Knaben jagen manchmal den Samiklaus, indem sie mit Gerassel, Geröll, Peitschenknall und Hörnerschall lärmend bei anbrechender Nacht am Vorabend des St. Niklaustages durch die Strassen ziehen und so eine Art wilde Jagd veranstalten.

Bisweilen wird von der erwachsenen Jugend ein Samiklausenzug aufgeführt, so der letzte im Dezember 1868. Viele junge Burschen haben sich zusammengetan, ausziehend mit Musik und Peitschenknall. In ihrer Mitte führten sie den „Samiklaus“ als Bischof gekleidet; während draussen die Musik spielte, trat er, von seinem Diener begleitet, in die Häuser und sagte einen Spruch her, indessen er einige kleine Gaben an Nüssen, Kastanien, Lebküchlein etc. austheilen liess. Dafür nahm er nicht ungerne eine Geldgabe an.

Die Hochzeiten lassen sich in Tanzhochzeiten und Reisehochzeiten unterscheiden. Bei den ersteren verkündet früh morgens das Knallen der Mörser den schönsten Tag des jungen Hochzeitpaares. In Wägelchen, in Chaisen (und Schlitten) und zu Fuss kommen die festlich gekleideten Hochzeitsgäste beim Wirtshause an, wo das Festmahl gehalten werden soll. Die Männer tragen zum Abzeichen als Hochzeitsgäste einen ihnen vom Brautpaare geschenkten „Meien“ im Knopfloch des Rockes, welcher beim Weibervolk auf der Brust prangt. Es wird eine Suppe zum „Vormahl“ eingenommen. Die Kirchenglocke schlägt die zehnte Stunde. Man bricht auf zur Kirche unter dem Schalle der Glocken und dem Knalle der Mörser. Oft spielt die Musik voraus. An der Spitze des Hochzeitzuges schreitet das Brautpaar im Wonnegeföhle des schönsten Lebensfestes im feierlichsten Putze. Die Braut ist geschmückt mit dem Brautkranze und gewöhnlich einer weissen Schürze. Dicht hinter dem Brautpaare folgt die „Gelbe“ oder Brautführerin, eine Frau als nahe Verwandte. Die trug früher ein Körbchen, in welches sie den Brautkranz legte, den sie der Braut bei der Rückkehr vom Altare abgenommen hatte. Paarweise kommen dann die übrigen Hochzeitsgäste, zuerst die weiblichen, dann die männlichen. Im vordersten mit einem Tuche bedeckten Kirchenstuhle, links und rechts, nehmen die Brautleute Platz, knieend auf weichem Polster. In den andern unmittelbaren Stühlen platzieren sich die Hochzeitsgäste. Auf das feierliche Hochamt folgt die kirchliche Trauung. Ein gewaltiger Tusch der Musik führt das Brautpaar zum Altare,

und Musik führt auch den Brautzug nach vollendeter Trauung zurück ins Wirtshaus zu Mahl und Tanz. Der Bräutigam, indem er mit der Braut die drei ersten Tänze tanzt, eröffnet den Tanz. Wer tanzen kann und tanzlustig ist, vergnügt sich beim Tanze. Um 12 Uhr beginnt das Festmahl, das drei Abteilungen hat: den gesottenen, den gebratenen und den süssen Tisch, welche in angemessenen Zwischenräumen folgen. Wacker wird dabei zugegriffen und Essen und Tanz wechseln nun bis in die Nacht. Während des Nachmittages machen einige der Gäste gerne einen kleinen Ausflug, und gerne sucht man dem Bräutigam die Braut zu entführen. Ein freundlicher Abschied vom Hochzeitpaare trennt bei vorgerückter Nachtzeit die Gäste, und der junge Mann führt nun seine junge Frau an den Ort ihrer künftigen Bestimmung.

Früher trat die Gelbe mit den Brautleuten bei der Zurückkunft von der Kirche in die Küche an den Feuerherd, wo niedergekniet, gebetet und die Brautkränze verbrannt wurden. Manche junge Frau lässt ihren Brautkranz in Rahmen hinter Glas fassen zum schönen Andenken des schönsten Tages oder bewahrt ihn sonst sorgfältig auf. — Die meisten Tanzhochzeiten werden ausserhalb des Ortes abgehalten, viel im Emmerbaum und in Luzern. — Seit die Eisenbahnen leicht so günstige Reisegelegenheiten bieten, vermeidet manches Brautpaar diesen grossen Lärm und Aufwand und feiert die Hochzeit lieber im Stillen mit einer kleinern oder grössern Reise. Die Trauung, zu welcher nur die allernächsten Verwandten kommen, findet in der Morgenfrühe statt, nachdem der die Trauung vollziehende Priester eine stille Messe gelesen hat. Nach eingenommenem einfachen Frühstück begibt sich das Brautpaar mit dem nächsten Bahnzug auf die Reise, begleitet von den innigsten Glückwünschen der Zurückbleibenden.

Die Kindstaufer werden auch mit einem kleinen Mahle, einer sogenannten Schlotterten gefeiert. Nach erfolgter Taufe nimmt nämlich der Göti die Goten, den taufenden Geistlichen, den Siegrist, den Organist, die Hebamme und einige nahe Verwandte und gute Freunde ins Wirtshaus zu einem kleinen Festmahle. Manche Taufpaten, Göti und Goten, schicken der Wöchnerin nach einigen Tagen einen grossen Schinner voll Ess- und Trinkwaren, während andere eine Geldgabe vorziehen.

In schweren Krankheitsfällen werden „Vierzehni“, nämlich 14 Arme, ums Geld (jede Person erhält 15 Cts. und die Sammlerin der Schaar das Doppelte), nach Bärtenschwil zu den 14 Nothelfern geschickt, die auf dem Hin- und Herwege und am Orte für den Kranken beten.

Die Kirchweihe in Bärtenschwil findet jeweilen am Skapuliersonntag im Juli statt. Früher beschränkte sich diese Feier nur auf die religiöse oder kirchliche, ausgenommen, dass sich die Bärtenschwiler Kuchli, Krapfen und Most daheim an diesem Tage gut schmecken liessen. Seit etwa 10 Jahren hat sich auch der profane Festteil entwickelt, der bereits die Hauptseite des Tages bildet. Auf Dringen einiger Bärtenschwiler, namentlich des seither verstorbenen Rudolf Schnider, liess sich Bärenwirt Mattmann zu Rothenburg bereden, dort auf freiem Platze zu wirtten. Der Versuch fiel nicht übel aus. Seither wird eine Kantine aufgeschlagen, und es ist so eine förmliche Kilbe geworden. Bei gutem Wetter strömt aus Nah und Fern viel Volk herbei. Bei schallender Musik wird gegessen, getrunken, gekegelt, gespielt, gedreht und gelärmt, so recht nach Kilbiart, bis zur einbrechenden Nacht. Bereits sind schon zweimal Schlägereien vorgekommen. So was könnte diesem Bärtenschwilerfeste bald wieder ein Ende machen.

Die Kirchweihe der Pfarrkirche am allgemeinen Kirchweihfeste verläuft ganz stille. Nach der gewöhnlichen kirchlichen Feier verlebt jede Familie eine frohe Stunde bei einem bessern Mittagstisch.

Die Geschichte erzählt von einer Kirchweihe in Ruggesingen bei Rothenburg im Jahre 1509 (wahrscheinlich Rüeckeringen, weil um diese Zeit dort noch die Pfarrkirche war), zu welcher das damalige Amt Rothenburg die aus dem Entlebuch, Ruswil, Weggis, Root und der Stadt einlud, und wo 1100 Männer mit ihren Frauen und Kindern bei reichbesetzten Tischen in Freud und Lust einen frohen Tag genossen. Die Rothenburger hatten als Bewirtungskosten 300 Gulden zu zahlen, eine grosse Summe für die damalige Zeit, da der Gulden einen mehrfach höhern Wert hatte.

e) Örtliche, weltliche Feste und
Gebrauche.

Auf den Sonntag der alten Fastnacht backt der Bauer Kuchlein; da gibts ein kleines Familienmahl. Die Jungen zünden am Abend bisweilen ein Fastnachtfeuer auf luftiger Höhe an. Arme Leute gehen an diesem Tage Kuchlein sammeln. Ein gutes Bröcklein ist ihnen wohl zu gönnen.

Die Fastnacht ist sonst für den lebensfrohen Luzerner eine fröhliche Zeit, in welcher man sich dem Tanz und Maskengehen gerne hingibt. Während fast überall in den Wirtschaftshäusern getanzt wird, ist der Fastnachtstanz, wie denn der Tanz überhaupt, hier sozusagen eine verschwundene Erscheinung, weil die Wirte darin ihren Vorteil nicht finden. Etwa an einem Ausschieszen kann hie und da ein Ball abgehalten werden und zwar immer nur im Bären. Das Gäuerlen und Walzen, alte nationale Tänze, sind in die Verbannung geschickt, dafür sind Schottisch, Polka, Mazurka, wohl auch Galopp, Mode. Selten werden jene alten Tänze zu Ehren gezogen. Weil eben in Rothenburg fast nie getanzt wird, — vor kaum 20 Jahren war es noch nicht so — so muss die tanzlustige Jugend ihre Freude auswärts suchen, was meistens in Luzern oder im nahen Emmerbaum und Gerliswil geschieht.

Bei einigen herrscht Vorliebe für das Maskengehen, und so machen denn an den Fastnachtsabenden oft grössere oder kleinere Maskengruppen ihre gerngesehenen Besuche in bekannten Häusern.

Früher, namentlich in den Zwanziger und Dreissiger-Jahren, wurden bisweilen am Hirsmonatage grossartige Fastnachtspiele unter grossem Volkszudrang öffentlich aufgeführt, so dass das stereotype Wort wurde bei denen in Luzern: „Am Hirsmonatage geht man nach Rothenburg“. Die Spiele waren meistens politisch, z. B. wurden gespielt: Die 15er Regierung, Abybergs Zug usw. — Jetzt geschieht nichts mehr, als von einigen Jungens eine elende Fratze, kaum nennenswert.

Das Schafverkegeln ist seit einigen Jahren ziemlich in Schwung gekommen. Viel geübt wird von Jünglingen und selbst Mannen das Kugelwerfen und das Kegeln.

Es gibt noch verschiedene kleine häusliche Feste, als die Heueten am Ende des Heuets, die Sichellöse, am Ende der Kornernte, die Pflegellöse am Schlusse des Dreschens.

Man backt Kuchen, Krapfen und Ziegerkugeln, die bei Most und oft bei Tanz, beim Spiel einer Geige, einer Klarinette, einer Hand- oder Mundharmonika, fröhlich verzehrt werden. Ähnliches geschieht bei einer Ufrichti, d. h. beim Ineinanderrichten des Balkenwerkes eines neuen Gebäudes und bei der Hausräuke d. h. beim Bezug einer andern Wohnung oder eines andern Hauses.

Vor einer Ufrichti wird in der Morgenfrühe eine hl. Messe gelesen, um glücklich das gefährliche Werk vollführen zu können, darum die gesamte Mannschaft der Messe beiwohnt.

Das sind alte Familienfeste und Bräuche.

Nahrung und Kleidung.

Die Nahrung ist einfach, ländlich, gesund und kräftig; sie ist eine gemischte: eine animalische und eine vorherrschend vegetabilische.

Es gibt drei Hauptmahlzeiten: das Morgen-, das Mittag- und das Nachessen, und zwei Zwischenmahlzeiten: das Znüni und das Zobig.

Das Frühstück besteht allermeist in einer Mehlsuppe; nachher folgen gebratene Erdäpfel, sogenannte Erdäpfelrösti, mit Milch, oder mit Zigermilch, oder mit Süffi. Manche, besonders die Nichtbauern, lieben als Morgenessen Milchkaffee mit Erdäpfelrösti und Brot. — Das Mittagessen richtet sich nach Zeit und Umständen. Die Mehlsuppe jedoch darf als erstes Gericht auf dem Tische des Bauern niemals fehlen. Als zweites Gericht giebt's Schnitz und Erdäpfel, oft reichlich gespickt mit Fleisch- oder Speckschnittchen, oder man hat Mehlklösse, oder Fluthen, oder Nudeln, oder Magaronen, oder Kässuppe, oder einen Mehl-, Grütz- oder Haferbrei, oder Kraut, Rüben und Kohl, oder ein Apfel-, Birnen- oder Zwetschgenmus, oder rohe und gekochte Kirschen, etc. Mancherorts folgt die ganze Woche nichts als trockene Schnitz und Erdäpfel, oder in der Kirschenzeit nur „Kriesisturm und Kriesibrägel“. Anderwärts aber herrscht die Woche hindurch ein regelmässiger Wechsel in der Kost, gut und schmackhaft gekocht — denn in der ländlich-bürgerlichen Kochkunst zeichnen sich einige Frauen rühmlichst aus — und in einem Quantum, dass selbst der grösste Nimmersatt sich daran todt essen könnte. Habliche Bürger und Handwerker geniessen in der Woche nebst Fleischsuppe noch einige Mal Fleisch mit verschiedenem

Gemüse aus Garten und Feld. Auch manche Bauern, die selber im Jahre mehr als ein Stück Schwein oder Vieh schlachten, geben ein- oder das andere Mal in der Woche zum Gemüse Fleisch oder Speck, jedenfalls am Sonntage, aber genug, dass die Mundwinkel triefen. — Als Nachtessen kommt zuerst wieder Mehlsuppe, hernach Milch und gesottene Kartoffeln oder statt der Milch Most, Käse, Zigermilch, Schlottermilch, Süffi, Salat, Erbsen, Rüben, Kohl, Sauerkohl, Kirschen etc. Die Mehlsuppe wird bisweilen durch eine Milchsuppe oder eine Milchbrocke vertreten. — Die Zwischenmahlzeiten: das Znüni und Zobig, dürfen beim Bauern nie fehlen. Bei den Bürgerleuten dagegen wird das Znüni bisweilen, namentlich in den kurzen Tagen, weggelassen, doch nicht das Zobig. Für diese Imbisse gibt es Milchkaffee mit Brot, oder Most und Brenz, auch beide zugleich, besonders bei strenger Arbeit des Landmanns. Der Kaffee, den die Armen als ihre fast ausschliessliche Nahrung täglich dreimal mit Kartoffeln oder Brot geniessen, ist auch hier ein Volksgetränk; er fehlt nirgends, er muss des Tages wenigstens einmal kommen; freilich können's Einige auch ohne Kaffee machen.

Bei kirchlichen und ländlichen Festen, wie Kirchweihe, alte Fastnacht, Heu-, Sichel- und Pflögellöse, backt man Pfannkuchen, Krapfen und Zigerkugeln, die man fröhlich bei gutem Most verzehrt. Um die Weihnachtszeit sind Lebkuchen und Birnenwecken fast allgemeiner Brauch. Da wo der Bauer noch selber backet, giebt's zum Znüni und Zobig, oder zur Milch, oder zum Apfelmus etc. statt des Brotes ein respektables Stück schmackhaften Ofenkuchens (Wäiens). Hie und da weiss die Hausfrau einen duftenden Braten, scharmante Ofenkrapfen und einen fetten Niederlkaffee zu machen. Freilich, dieses sind nur vereinzelte, keine alltägliche Erscheinungen und zwar nur bei hablichen Leuten, wo die Küche der geschickten Hausfrau noch manch ein anderes vortreffliches Stück zu bereiten weiss, was selbst dem leckern Gaumen des Städters gar sehr mundete.

Als tägliches Getränk gilt der Most, wovon ein hübsches Quantum als Eigengewächs konsumirt wird; nebenbei geht das Brenz. Im Wirtshaus wird meistens Most und Bier getrunken, seltener Wein und höchst selten Schnaps; letzteres nur von Knechten und Tagelöhnern. Bei Hause geht das Schnaps als Beigabe zum Most beim Znüni und Zobig, und

so mag es, in kleinen Portionen bei schweren Arbeiten getrunken, unschädlich sein.

Wird hier auch viel Schnaps gebrannt, so ist das Schnaps-trinken, diese arge Volkspest, hier, gottlob! noch nicht zur Gewohnheit geworden, wie z. B. im Entlebuch, Hinterland und Kanton Bern. Wir wollen nicht leugnen, dass es hier nicht auch einzelne Schnäpser und Schnapsfreunde gebe, das Unkraut wächst ja überall, doch sie sind gar gering an Zahl. Leider haben sich Einige verführen lassen, „Husarenkaffee“, dieses Gift und Teufelstrank zu kosten und lieb zu gewinnen! Wenn nur niemals Schnaps und Husarenkaffee krebsartig um sich greifen und zum kontagiösen Übel werden! Sonst würde eine Zeit kommen, wo Rothenburg nicht mehr dieses sittliche, lebensfrohe, kräftige und gesunde Volk hätte. Schrecklich sind die Folgen dieser Leidenschaft!

Die Kleidung hiesiger Gemeinde ist im allgemeinen die herrschende des Kantons, und es lasset sich wie im Kantone, so auch hier in der weiblichen Tracht eine städtische und eine bäuerische unterscheiden.

Es sind einige Frauen und Töchter des Bürgerstandes, und namentlich im Flecken wohnhaft, die sich in der Stadtmode kleiden, jedoch nicht nach dem grossen Modentone, sondern in der bescheidenen Robe der Zeit. In jüngster Zeit hat diese Tracht etwas zugenommen, indem einige Frauen und Töchter das bäuerische Kleid mit dem städtischen vertauschten.

In der Bauertracht sind drei Modeklassen zu machen: die moderne, mittlere und ältere.

Die Modernen der Bauertracht sind die treuesten und fleissigsten Nachäffer der Stadtmode; sie tragen eine Art Bastardkleid, man weiss kaum mehr, ob es Land- oder Stadtracht ist, indem sie beide Trachten tragen. Da giebt es oft recht phantastische Gestalten. Ihre Zahl ist jedoch nur klein.

Die zahlreichste Klasse der weiblichen Einwohner huldigt der mittleren Mode. Wenn da auch einzelne Modifikationen herrschen, so malt sich diese Tracht etwa im folgenden Bilde: Schuhe, oder Stiefelchen mit elastischen Einschlüpfen; weisse oder schwarze Strümpfe; eine meistens schwarze oft auch farbige Juppe, faltenreich und mit glattanliegender Gestalt; einen weissen oder farbigen Unterrock; nebst einer mässigen Krinoline; weisse Unterhosen; ein mässigbreites Fürtuch von verschiedenem Stoff, Dessen und Farbe; ein schwarzes,

oft seidenes Brusttuch, gehalten durch einen schmalen seidenen Nessel; ein schwarzes Atlasgöller, darunter eine weisse oder farbige Chemisette, silberne Göllerkettelein mit schweren Maschen und Haken, ein kleines seidenes Halstüchlein, einen Tschoppen oder ein Jäckchen nach verschiedenem Schnitte; ein schwarzes Häubchen oder ein weisses oder schwarzes Strohhütchen. Oft schliesst sich der Tschoppen oder das Jäckchen vornen, wodurch dann Brusttuch, Nestel, Göller, Chemisette und Göllerkettchen entbehrlich werden. Im Winter tragen Manche einen Mantel, Handschuhe und einen Pelzmuff. Es ist auch der goldenen oder silbernen Uhr an langer, um den Hals geschlungener goldener Kette oder seidener Schnur, des goldenen Fingerringes, als eines häufigen Schmuckes nicht zu vergessen.

Die ältere Tracht, der Hauptsache nach dieser ähnlich, ist zwar weniger zahlreich, aber doch noch vielzählig vertreten. Unter der breitspitzigen Kappe fallen die Haare in langen Doppelflechten mit flatterndem Haarband tief über den Rücken; man trägt Lederschuhe, geht mit oder ohne Krinoline, und im Sommer ohne Tschoppen, wobei man dann die weissen, weiten, faltigen, bis zum Ellenbogen reichenden Hemdärmel prunken lässt; den Vorderarm bedecken Armstösse; Brusttuch, Chemisette, die aber farbig sein muss, Göller und Göllerkettchen werden nie verdeckt oder entfernt. Die Schürze ist breiter und länger, der Kleiderstoff in der Regel wohlfeiler; der Schnitt älter und länger bleibend.

Zwischen Ledigen und Frauen giebt es an der Kleidung kein unterscheidendes Kennzeichen.

Die Männer sind im Allgemeinen in der Kleidung nach Stoff und Form sich gleich und ahmen so ziemlich der Stadt nach.

Es giebt so vielerlei Kleiderstoffe, einheimische und fremde, dass ein Verzeichnis selbst auch nur der gewöhnlichsten füglich unterlassen werden muss.

Es darf nicht unerwähnt gelassen werden, dass schon mehrere Bürger dem Verein der „Halbwolligen“, der sich jüngst in Emmen gebildet hat, beigetreten sind, welcher Verein sich die Aufgabe oder den Zweck gesetzt hat, den Kleiderluxus, d. h. die teuren Kleiderstoffe zu verdrängen und nicht so viel unnötiges Geld wegzuworfen. Er zählt schon gegen 400 Mitglieder und verkauft an dieselben gegen Baar schönes und solides Halbtuch zu 4 Fr. 20 Cts. bis 4 Fr. 70 Cts.

Gegenwärtig ist der Taglohn auf der Stör für einen Schuster 1 Fr. 20 Cts., für einen Schneider 1 Fr. und für eine Näherin 40—50 Cts.

Erziehung und Bildung.

a) Aberglauben, Meinungen, Sagen.

Wir bringen hier etwas Altes und etwas noch Bestehendes. Die Rothenburger Hexe. (Aus den Hexenvergichten.) Mittwoch nach dem hl. Pfingsttag 1587 war Barbara Bühlmann aus Rothenburg „mit der Marter und in der Wanne nach Notdurft“ wegen unholdsamen Dingen befragt. In ihrem Prozesse sind folgende Züge eigentümlich: Einen Beinschaden, das „Tschoss“ genannt, hat sie geheilt — „versegnet“ — indem sie Blei zerliess, es in kaltes Wasser goss und 30 Vaterunser und Ave samt 6 Glauben betete. — Als einmal ein grosser Wind ging, hat „Hansen Knütschins Hausfrau zu Temperken, sonst Longina genannt“, zu ihr gesagt: „Barbeli, weisst kein Kind, das an einem Sonntag worden ist?“ Hat sie gesagt: „Ich hab eins.“ Darauf Longina, des Knütschins Frau: „So es eins ist, so sag zu ihm, es soll sprechen:

Gligg, gligg Wind,
Ich bin ein Sonntagskind.

Solches geschah. Und wie das Kind zum drittenmal also gesagt und im Namen der heiligsten drei Personen geschlossen hatte, stand der Wind ein wenig still. — Bei einer Gelegenheit sprach ihr Buhl, der Hänsli zur Barbel: „Musst uns auch ein klein Reiflein machen.“ Antwortete sie: „Kanns nicht, sollst mich lehren.“ Und hat er sie gelehrt, indem er sprach: „Lueg in Himmel hinauf und sprich:

Fall, fall, Reif,
Fall in's Teufels Namen.

Ist dann ein kleiner, schadloser Reif gefallen. — Wieder kam Hänsli, der Buhl, gab ihr einen Krug, sprechend: „Schlag ihn um.“ Barbel stiess ihn um mit dem Fuss. Da hat's Wasser geben. Geschah im Heuet am Rothenburgerbach. Dann zu Adewil am Bach hiess er sie in einen Hafen mit Wasser grosse Steine legen und mit einem Stecken ins tausend Teufels Namen drin rühren. Fielen hernach grosse Steine. War in der Erntezeit. — Um dieselbe Zeit brachte Hänsli der Barbeli eine grosse Haarlocke in einem Häfelein, welches Haar an einem Sams-

tag nach der Vesper gestrahlt worden war. „Nimm, Barbeli das Häffeli und fahr mit einem Stecken darin um ins Tausendteufels Namen und stoss es darnach um, so gibt es grosse Steine.“ Sie gehorchte diesem Befehle und fielen grosse Steine. Ward Mittwoch vor Corporis Christi 1587 mit Feuer gerichtet¹⁾.

Dass der Hexenglaube, Gespensterglaube und Zauberglaube aus alter Zeit hier noch nicht ganz erloschen sind, dafür einige Beispiele.

Die wettermachende Hexe. Es erzählte mir ein älterer Mann von hier: „Meine Mutter war eines Tages mit Kirschenablesen beschäftigt und stand eben hoch auf der Leiter, als eine schlechtgekleidete Weibsperson daher kam und von der Mutter einige Kirschen verlangte. Die Mutter bemerkte ihr, sie könne jetzt nicht wohl herunterkommen und ihr Kirschen geben; wenn sie solche gerne habe, so solle sie auf die Leiter steigen und selber Kirschen vom Baume nehmen. Darüber erzürnt sagte das Weib: „Warte ich kann schon machen, du kommst von der Leiter.“ Indem es sogleich davon eilte, zog es die Jüppe über den Kopf und nicht lange, so kam ein furchtbares Wetter, das die Mutter vom Kirschenablesen vertrieb. Das Weib hatte das Wetter gemacht; denn es war eine Hexe gewesen.

Hexen machen Hagelwetter. Findet man in einem Hagelkorn ein Menschenhaar eingefroren, so ist das ein Haar von einer Hexe in der Luft und daher ein Beweis, dass dieses Hagelwetter von Hexen hergekommen ist. So will auch jemand beim zerstörenden Gewitter vom 29. Mai 1866 auch so ein Haar in einer Schlosse gefunden haben und behauptete, das sei ein Haar von einer Hexe gewesen, die das Hagelwetter verursacht habe. „Warum geschehen oft Hagelwetter so, dass der Hagel, wie scharf abgegrenzt, das Land eines Nachbars nicht trifft, während es dem andern Zerstörung anrichtet? Hexen in der Luft haben das aus Rache bewirkt;“ so sagen manche.

Verhexte Kühe. Gibt eine Kuh „rote“ Milch, oder will die Milch „nicht buttern“, so ist die Kuh verhext.

Das Hooggentier. Bei der sogenannten Hooggenscheune stand ehemals auf einem Felsenborde links an der Strasse ein kleines Käppelein (ich sah es noch). Da wollen

¹⁾ LÜTOLF S. 223 und 224.

manche Leute des Nachts eine schattenartige Gestalt wandeln gesehen haben und zwar von der Gerbibachbrücke bis zum Kernsbächlein. In der Scheune selbst solle es das Vieh krank gemacht und oft hingerafft haben. Die Existenz des Hooggentieres behaupten viele und in jüngster Zeit wollen gewisse Personen dort gespenstische Gestalten gesehen haben.

Der Dürst. Er jagt, nach der Behauptung etwelcher Leute, am Kernsbächlein und vom Rothenburgerwald in den Schiltwald.

b) Nöch allerlei Aberglauben und Meinungen.

In der Thomasnacht ängstigen Manche ihre Kinder mit der Sträggele. Als Schreckpopanz nennt man auch den Bachtalenjoggeli, den man den Kindern als einen wüsten kinderhassenden Mann vormalt, der im Bachtobel hause.

Das Doggeli plagt manchen im Schläfe und saugt den kleinen Kindern an der Brust.

Gespenster wollen viele gesehen haben und wissen allerlei Gruseliges darüber zu erzählen.

In der Freischaren-Zeit von 1844 und 1845 wollen gewisse Leute auf der Lohrenbrücke nachts einen grossen, schwarzen zottigen Hund mit feurigen Augen gesehen haben.

Tobt der Wind recht gewaltig, dann hat sich gewiss irgendwo wieder Jemand „leiblos“ (besser: leblos) gemacht. Wenn der Erhängte mit den Füssen den Boden berührt, wenn er mittelst eines schwachen Bandes an einen schwachen Nagel oder ein schwaches Ästchen sich aufhängte, dann hat der Teufel zum Selbstmorde geholfen.

Wo die Wiggle nachts vor einem Hause schreit, stirbt jemand oder es folgt sonst ein Unglück.

Zank und Streit erfolgt, wenn eine Elster schreiend in der Nähe eines Hauses sich zeigt.

Dagegen hat ein Haus Friede und Segen und ist vor Feuersbrünsten sicher, wo sich die Hausschwalbe einnistet.

Glück ist auch da, wo die Kreuzspinne ihr Netz ausspannt.

Wer die Nadel, womit das Leintuch zusammengenäht wird, in das die Leiche gehüllt worden, bei sich trägt, der ist stich- und kugelfest und glücklich beim Spiel.

Eine Leiche an einem Dienstage deutet an, dass am nächsten Dienstag wieder eine Leiche sein wird.

Wird eine Leiche nicht steif, so ist das ein Zeichen, dass innert drei Monaten aus derselben Familie jemand sterben wird.

Ein Kind in der Fronfasten geboren, sieht Geister.

Gratuliert am Neujahrstage zuerst eine Weibsperson einer Mannsperson, oder eine Mannsperson einer Weibsperson, so wird die Person, die die Gratulation empfangen, Glück haben; würde sich aber treffen, dass der erste Neujahrswunsch von einer Person gleichen Geschlechts käme, so hätte der Beglückwünschte Unglück zu erwarten.

Wenn beim Fortgehen auf Geschäfte einem zuerst eine alte Weibsperson begegnet, so hat man im Geschäfte Unglück.

Treffen in einer Gesellschaft von ungefähr 13 Personen zusammen, wird eine davon innert Jahresfrist sterben.

Der Mittwoch gilt als ein Unglückstag. An demselben heiratet man nicht, zieht nicht zu Haus, unternimmt kein wichtiges Geschäft etc. „Am Mittwoch schlüft ke Muus in es anders Loch.“

Wenn man am St. Lorenztag in der Erde gräbt, so findet man Kohlen, die zu vielen Dingen gut sind.

Wird einer Jungfer am Maitag zum Spotte statt eines Maiens ein Mann gestellt und wird dieses aus Lumpen gemachte Bild von der Beleidigten dann unter der Dachtraufe verscharrt, so wird der oder die Täter sterben, sobald der Lumpen fault.

Darum als in jüngster Zeit hier z. B. der Fall passierte, verscharrte man das Lumpenbild auch unter die Dachtraufe, damit der unbekante Täter die Strafe erhalte. Siehe da, bald darauf wird ein junger Bauernsohn, der aber der Täter war, schwer krank; er hält die Krankheit als eine Strafe seines Frevels, sendet zur beleidigten Jungfer und lässt um Verzeihung bitten. Er genas wieder.

Das Kartenschlagen und Wahrsagenlassen findet noch viel Glauben. Vor einigen Jahren ging ein Bursche in einer Heiratsangelegenheit weit hin zu einer Kartenschlägerin. Wenn an einer Messe eine Person sich als Wahrsagerin auskündet, sehen wir viele aus unserer Gemeinde diesem Betrüge ihr schönes Geld opfern.

Die Kreuzspinne dient manch Abergläubigem als Orakel. Hier ein Beispiel: Ein junger Bursche, Schuster von Profession, der immer gerne reich werden wollte, nahm seine Zuflucht zur Lotterie. Die Kreuzspinne wurde zu Rate gezogen,

indem er sie in eine Schachtel zu einer Anzahl Zettelchen einschloss. Ein Teil der Zettelchen war mit Nummern versehen, die verkehrt in die Schachtel gelegt waren. Welche Nummern nun die Spinne durch ihre Bewegungen kehrte, das waren Gewinnlose, die andern Nieten.

Das Klingeln im rechten Ohr sagt, dass man Gutes von dieser Person rede, das Klingeln im linken Ohr deutet auf das Gegenteil.

Erscheint ein Komet am Himmel, so ist der Vielen eine Strafrute Gottes, wie viele schnell bereit sind, jedes Unglück, jede Landeskalamität als Züchtigung und Strafe zu erklären.

Nicht unbedeutend ist das Zutrauen in Quacksalber. Da waren oder sind es ein Türlidoktor, ein Löffeltrini, ein Rodel, der Menziker-(Schneider)-Arnold, der Wasendoktor etc.

Viele glauben an's „zu Todt beten“. Hans Geisseler, der Kessler von Rothenburg, zeigt Samstag nach Simonis und Judä 15.. an, dass er seinen Vater habe zu todt beten lassen, weil er ihm sein Muttergut nicht habe aushingeben wollen¹⁾.

Der Kirchhof zu Bärteschwil ist ein Rosengarten. Das sind Friedhöfe, die besonders heilig und segenbringend sind. Wer für sein Weh nach Bärteschwil wallfahrtet und opfert dort einen Haselzweig, der wird geheilt.

Wer einjährige Schosse von Haselstauden bricht und sie hinter den Choraltar der Kirche zu Bärteschwil, wo ein Rosengarten ist, legt, kann durch sein Gebet ganz besondere Gnaden von Gott zu Gunsten der Abgestorbenen erlangen.

So manches Friesli man ab einem Grabe pflückt, so manches Vaterunser muss man für die arme Seele beten.

Den erstgebärenden Frauen schenkt die Mutter Gottes 14 Tage, d. h. sie gebären so viel früher.

Ein neunmaliger Kirchenbesuch in Bärteschwil gilt so viel als eine Wallfahrt nach Einsiedeln.

Der mit dem Übel des Bettpissens Behaftete ruft in der heiligen Nacht beim Beginn des Hochamtes oder gleich nach dem Verkünden durch die Kirchentür die kläglichen Worte: Betet für einen armen Bettseier. Ist noch 1864 passiert.

Von Kündungen der Sterbenden wird vieles erzählt.

Die hiesige Gegend ist ganz sagenarm.

¹⁾ Turmbuch No. 3, S. 447.

Das Rothenburger Schiessen.

Hier in Rothenburg weiss man zwar nichts davon; aber es ist eine im ganzen Tale und Hügellgebiete zwischen dem Jura und den Voralpen unter diesem Namen wohlbekannte Erscheinung.

An schwülen Herbsttagen, aber auch ebenso mitten im Winter geschieht es, dass sich plötzlich ein Dröhnen von Kanonenschüssen schwersten Kalibers erhebt und der Schall bei gänzlich ruhiger und heiterer Luft weithin getragen wird. Die Schüsse scheinen näher zu kommen, Schlag auf Schlag fällt. Dann zieht sich die Kanonade augenblicklich weit hinab am Horizonte. Die Schüsse folgen sich aufs unregelmässigste, bald Schlag auf Schlag, oft mehrere zugleich, wie in einer hitzig entsponnenen Attacke, dann aber wieder nur in langen Zwischenpausen, wie wenn die eine Partei das Gefecht abbricht, sich zurückzieht und aus letzter Ferne her noch eine erfolglose Kugel verschwendet.

Darüber herrscht dort beim Volke die hier unbekannt Sage:

„Das Schloss Rothenburg im Kanton Luzern gelegen, unfern vom Zusammenflusse der Emme und der Reuss, war einst von einem grausamen, kriegslustigen Ritter bewohnt, Rodensteiner oder Rothenburger genannt. Mit allen seinen Schlossnachbarn stand er in Fehde, und das Landvolk verabscheute ihn. Als er eines Tages eben im Begriffe war, zu einem neuen Raubzuge auszureiten, warf sich ihm die Schlossfrau in den Weg, hielt ihm sein jüngstes Kind entgegen und beschwor ihn mit Tränen, von seinen Bluttaten einmal abzustehen. Anstatt sie zu beruhigen, schwang er frech die Streitaxt gegen sie, und es war keine blosse Drohung, — mit einem Hiebe erschlug er sein Weib. Aber auf diesem Zuge war ihm sein Gegner überlegen; der Tod erreichte ihn mit seiner ganzen Schaar. Sein Schloss wurde niedergerissen. — So oft sich seitdem ein Krieg im Lande erheben will, beginnt auch der Rothenburger sein Waffengegöse mit dumpfen Donnerklöpfen, und einige haben ihn sogar erblickt, wie er mit einem ganzen Heere hoch die Lüfte durchreitet. Seitdem man aber Pulver und Geschütz erfunden hat, muss er nicht den kommenden Krieg allein mehr, sondern auch das Unwetter anschiessen. — Man hört den Rothenburger wieder, sagt der Landmann, es wird sich ein Landregen einstellen.“

Diese Schüsse sind nichts anderes, so erklären die Kenner, als Detonationen im obern Luftraum, eine Folge rascher

atmosphärischer Luftzersetzung. Wer genau aufhorcht und einige Beobachtungsgabe besitzt, die aber an dem geheimnisvollen Vorgange selbst erworben sein will, der findet ein besonders unterscheidendes Merkmal heraus vor den Kanonenschüssen. Alle jene Schüsse beim Rothenburger Schiessen beginnen nämlich mit einem kurzen dumpfen Vorgetöse, auf welches erst der eigentliche Knall erfolgt, während ein Kanonenschuss mit dem Schlag beginnt und mit dem Nachrollen endet.

Eine verbürgte Begebenheit aus dem Sonderbundskriege zeigt dies am besten.

Das Gefecht bei Gisikon im Nov. 1847 war geliefert und infolgedessen hatte die Stadt Luzern den anrückenden eidgenössischen Truppen Unterwerfung anbieten lassen. Somit war zugleich von beiden Seiten Waffenstillstand eingetreten, und General Dufour hielt gerade, umgeben von seinem Stabe, auf einem Hügel nahe bei Luzern, im Begriffe, das Vorrücken seiner Bataillone gegen die Stadt zu ordnen und zu überblicken. Da hörte man plötzlich im Rücken aus der Ferne her einen Kanonenschuss, alsbald brummte ein zweiter und ein dritter, alle wie aus den schwersten Stücken. Verwundert blickte der General seine Begleiter an. Schon war ja der Friede geschlossen, schon hatte der Tagesbefehl dem Schiessen allenthalben ein Ende gemacht, und nun erhebt sich hinter dem Befehlshaber, wo kein Feind mehr stand, also auf Seite seiner eigenen Leute, die Kanonade noch einmal. Wie sollte er nicht eine schwere Unbotmässigkeit vermuten? In seiner Umgebung befand sich gerade ein aargauischer Offizier, der mit diesem Luftphänomen bereits bekannt war und dem erstaunten General das Rätsel löste, indem er ihm erklärte, was diese Schüsse seien und die man das Rothenburger Schiessen nenne. Jedoch ein Teil der Mannschaft, die dieses Schiessen mitgehört und es gleichfalls als die bekannte Naturerscheinung aufgefasst hatte, wollte nun eben deshalb an die Dauer des neuen Landfriedens nicht glauben, denn, hiess es, das Rothenburger Geschütz pflegt nicht Frieden, sondern Krieg anzuschliessen. Die Truppen aus dem Alt-Aargau dagegen bestritten diese Auslegung und behaupteten, die leichten Märsche seien nun für sie vorbei, und man habe sich auf böses Unwetter gefasst zu machen. Und wirklich, kaum war man in Luzern eingerückt, so brach ein Regengewetter los, das alle Landstrassen wochenlang unwegsam machte.
